Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 302 (2019)

Artikel: Vom Apotheker zum Dichter
Autor: Gerber, Markus
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-867715

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vom Apotheker zum Dichter

Dass Geistliche oder Lehrer nebenbei auch schreiben, kommt ab und zu vor. Dass aber ein Apotheker zu einem der bedeutendsten deutschen Schriftsteller des 19. Jahrhunderts geworden ist, das ist schon eher ungewöhnlich. Die Rede ist natürlich von Theodor Fontane, dessen Geburtstag sich 2019 zum zweihundertsten Mal jährt – knapp allerdings, denn er fiel auf den 30. Dezember. Sein wechselvolles Leben zu verfolgen, vermittelt zugleich einen Blick auf die damalige Zeit.

Der Name deutet darauf hin: Die Fontane, ursprünglich Fontaine, waren Nachkommen französischer Hugenotten, die seinerzeit in Preussen Zuflucht vor den Verfolgungen unter Louis XIV fanden. Im Gastland hatten sie sich längst zu preussischen Patrioten entwickelt, pflegten aber gleichzeitig ihre hugenottischen Wurzeln, etwa indem sie untereinander heirateten. So auch der Apotheker Louis Henri Fontane, der sich im März 1819 mit Emilie Labry vermählte. Danach kaufte er die Löwen-Apotheke in Neuruppin in der Mark Brandenburg. Dort wurde im gleichen Jahr Theodor Henri geboren. Später kamen noch vier Kinder hinzu. Louis war alles andere als ein guter Geschäftsmann. Aus dem Erinnerungswerk «Meine Kinderjahre», das der Sohn im vorgerückten Alter geschrieben hat, lernen wir ihn als leichtsinnigen, spielsüchtigen Verschwender kennen, ein Original, das sich viel nutzloses Wissen angeeignet hatte, Gesellschaftsmensch, Plauderer, ohne Sinn für Sparsamkeit. Nach sieben Jahren schon verkaufte er die Löwen-Apotheke, immerhin mit Gewinn, und kaufte dafür die Adler-Apotheke in Swinemünde an der Mündung der Oder. Hier verlebte Theodor schöne Jugendjahre, und schon früh zeigten sich seine Liebe zur Geschichte und seine Fabulierfreude. Da die Mutter die dortige Schule für ungeeignet befand, musste der Vater den Jungen unterrichten, auf seine Weise, das heisst mit Geschichten, Zeitungsartikeln, Anekdoten, was wohl ein etwas einseitiges Wissen vermittelte. Immerhin begann Theodor schon erste Aufsätze und Gedichte zu schreiben. Bei einer befreundeten Familie bekam er noch ein wenig Unterricht durch einen Hauslehrer, dann besuchte er kurz das Gymnasium in Neuruppin, und schliesslich – damit endete die Schulzeit – die Berlinische Gewerbeschule.

Jetzt stellte sich die Frage nach der Berufswahl. Geld für eine höhere Ausbildung war keines vorhanden. Ohne Begeisterung entschied sich der Junge für den Apothekerberuf, damals noch mit einer Lehre verbunden. Mit sechzehn Jahren trat er in der Apotheke «Zum weissen Schwan» in Berlin eine Lehrstelle an. Die Gehilfenprüfung bestand er, als er zwanzig war. In der Freizeit begann er zu schreiben – die Einfälle kamen ihm beim Rühren von Mixturen. Erste Gedichte entstanden. In literarischen Zirkeln traf er auf Gleichgesinnte; da gab es einen «Lenau-Club», einen «Platen-Club» und in Leipzig, wo er einige Zeit Gehilfe war, einen «Herwegh-Club». Es war eine Zeit der Freiheitsbegeisterung, auch unter dem Namen Vormärz bekannt. Ein Freund aus dieser Zeit schildert Fontane als «anziehender Mensch mit grossen Geistesgaben, immer vergnügt und mit unerschöpflichem Humor». Dass er unter der Fronarbeit in der Apotheke litt, liess er sich nicht anmerken – und so blieb er sein Leben lang: Nach aussen liebenswürdig und umgänglich, war er häufig Stimmungsschwankungen ausgesetzt bis zum Trübsinn, wovon nur die nächsten Angehörigen und Freunde erfuhren.

In der Autobiografie «Von Zwanzig bis Dreissig» schildert er seine literarische Entwicklung. Vorerst war noch die Dienstzeit als Einjährig-Freiwilliger zu absolvieren. Diese unterbrach er

kurz, als ein alter Schulfreund ihn für 14 Tage nach London einlud wegen seiner guten Kenntnisse der englischen Sprache (wo er die wohl herhatte?). Der «unvertilgbare Eindruck», den er von der Reise nach Hause brachte, weckte seine Liebe und Bewunderung für England, dessen politisches System er hoch über das preussische stellte. Auch während der Dienstzeit dichtete er: Natur- und Liebeslyrik, politische und gesellschaftliche Poesie, noch sehr unreif. 1844 trat er in den «Tunnel über der Spree» ein, einen Verein, in dem literarische Anfänger sich produzieren konnten. (Der Name ist eine Anspielung auf den Tunnel unter der Themse, 1843 eröffnet.) Dem «Tunnel» gehörten auch Leute mit prominenten Namen an wie Theodor Storm, Adolph von Menzel, Paul Heyse. Politik war verboten, weshalb Mitglieder der verschiedensten gesellschaftlichen Kreise problemlos hier verkehren konnten. Fontane trug seine ersten Balladen vor, mehr oder weniger blutige Moritaten aus der englischen oder aus der Geschichte des alten Preussens. Einige seiner Gedichte wurden in bekannten Blättern gedruckt; er wurde allmählich bekannt, aber vom Schreiben zu leben war unmöglich. Er musste im ungeliebten Brotberuf ausharren.

Dann kam die März-Revolution von 1848, an der Fontane auf der Seite der Aufständischen, aber mehr als Beobachter denn als aktiver Kämpfer, teilnahm. In Zeitungsartikeln setzte er sich für die Rechte des Volkes ein, liess sich zum Wahlmann für die neu gebildete Nationalversammlung wählen. Doch dann bekam er eine Stelle als Pharmazielehrer im Diakonissenhaus Bethanien, befristet auf ein Jahr. Und als das Jahr um war, war auch die Revolution vorbei, das alte Regime wieder an der Macht. Was nun? Vom Apothekerberuf wollte er nichts mehr wissen; um zu überleben, musste er eine Anstellung finden, und wäre es bei der eben noch bekämpften Regierung. Mit schlechtem Gewissen wechselte er die Front und liess sich ausgerechnet bei der Zensurbehörde anstellen. Solcherart vermeintlich gesichert, beschloss er, dreissigjährig, sich zu verheiraten. Verlobt war er schon seit fünf Jahren mit Emilie Rouanet, die als Pflegekind eine wenig glückliche Kindheit verlebt hatte und ausgerechnet bei ihm sicher versorgt zu sein hoffte. Der Kampf ums Überleben ging erst richtig los, als er Ende des Jahres wieder entlassen wurde. Mit Privatunterricht und Untervermietung hielt das junge Paar sich über Wasser, Fontane rang sich sogar ein Gesuch an den König ab. Die Geburt des ersten Sohnes, George Emile, war der einzige Lichtblick. Dann endlich kam eine Kabinettsorder von oben, und er wurde als

Journalist

bei der «Adler-Zeitung» angestellt. Um des Broterwerbs willen stellte er sich also in den Dienst der Reaktion, und das zu geringem Lohn. Mit Begeisterung ergriff er daher die Gelegen-

heit, als Korrespondent nach London zu fahren. Sechs Monate arbeitete er dort, dieweil Emilie zu Hause blieb und einen Knaben gebar, der aber nach zwei Wochen starb. Anders als beim ersten Mal sah er diesmal England viel kritischer, Materialismus und Technikwahn stiessen ihn ab. 1854 erschien unter dem Titel «Ein Sommer in London» sein erstes längeres Prosabuch, in dem seine spätere Kunst bereits angelegt ist: rasche und genaue Beobachtungsgabe, origineller Stil, Witz und Humor.

Zurück in Berlin, betätigte er sich weiterhin als Journalist, schrieb Rezensionen, Übersetzungen, Gedichte. Als 1854 der Krimkrieg ausbrach, wurde er wieder nach London entsandt, um das Geschehen zu beobachten und die Zeitungen zu Hause mit aufklärenden Artikeln zu versorgen. Er war auf sich allein gestellt, und die Arbeit drohte ihm über den Kopf zu wachsen. Es war eine turbulente Zeit, auch für Emilie, die zeitweise bei ihm war und zwischendurch einen Sohn, Theodor, zur Welt brachte. Später dann, unter verbesserten Arbeitsbedingungen, konnte er sich vermehrt mit Kunst und Theater befassen – Shakespeare begeisterte ihn vor allem – und im August 1858 gar eine Reise nach Schottland unternehmen, deren Ergebnis wiederum ein Buch war: «Jenseits des Tweed». Daneben schrieb er eine riesige Zahl an Berichten und Reportagen – allein für die «Kreuz-Zeitung» gegen 100 Artikel – über Land und Leute, Geschichte und Gegenwart, Politik, Technik, grosse und kleine Ereignisse. Allmählich aber wurde er des Gastlandes überdrüssig, es zog ihn zurück nach Preussen. Eine Erkenntnis aus seinem Aufenthalt war: In der Heimat findet sich eine ebenso von Geschichte geprägte Landschaft, die beschrieben zu werden verdient. So entstanden die «Wanderungen in der Mark Brandenburg», vier Bände, an denen Fontane 30 Jahre gearbeitet hatte.

In Berlin hatten sich unterdessen die Machtverhältnisse geändert, er verlor seine Stelle, als er 40 Jahre alt war. Mit Glück landete er bei der «Kreuz-Zeitung», einem preussentreuen und antirevolutionären Blatt. Als Redaktor des «Englischen Artikels» war er zuständig für die täglichen Berichte aus Grossbritannien, die meist aus anderen Zeitungen abgeschrieben wurden, und verfasste daneben «unechte» Korrespondenzen, die angeblich aus England stammten – es wurden im Lauf der Jahre etwa deren 400. Zeitlich war er nicht stark in Anspruch genommen, sodass er sich den zahlreichen anderen Projekten widmen konnte, die ihn nach- und miteinander beschäftigten. Er war sehr häufig unterwegs: Die Orte der «Wanderungen» besuchte er alle, auf über 110 Exkursionen zwischen 1859 und 1889. Tausende Quellen wertete er aus, Hunderte Korrespondenzen führte er, im Lauf der Jahre entstand ein vierbändiges «Reisefeuilleton» über die Landschaft der Mark Brandenburg, über deren Geschichte und die Rolle, die der Adel darin spielte. Das Werk verkaufte sich gut und erlebte einige mehrfach überarbeitete Auflagen. Auch heute noch sind einzelne Teile durchaus lesenswert, besonders wenn man selber in der Mark unterwegs ist.

Noch aufwendiger war eine andere Unternehmung, die unmittelbar mit dem Zeitgeschehen zusammenhing. Zwischen 1864 und 1871 führte Preussen drei Kriege, aus denen zuletzt das Deutsche Kaiserreich hervorging. Es waren dies der Schleswig-Holsteinische Krieg, der Deutsche Krieg von 1866 und der Deutsch-Französische Krieg 1870/71. Über alle drei schrieb Fontane teilweise mehrbändige Werke mit einer erdrückenden Zahl von Details, die er aus allen erreichbaren Quellen zusammenholte und nachdem er die Orte aller bedeutenden Schlachten besucht hatte. Dabei passierte es ihm, dass er in französische Gefangenschaft geriet – worüber er natürlich ebenfalls ein Buch schrieb. Alle diese Schriften liest heute niemand mehr, sie bilden kein Thema für die Nachwelt.

1870 verliess er die «Kreuz-Zeitung», was einen heftigen Streit mit Emilie auslöste. Aber er vertraute jetzt auf seine Gaben; als freier Schriftsteller wollte er sein Auskommen finden. Zudem bot ihm die «Vossische Zeitung» eine Stelle als Theaterkritiker an, die er danach 20 Jahre lang innehatte. Und jetzt erst wurde er zum

Romanschriftsteller,

wie wir ihn kennen. Es ist ja erstaunlich, dass Fontane 56 Jahre alt wurde, ehe er seinen ersten Roman schrieb. «Vor dem Sturm» spielt in den Jahren 1812/13, er hat seine Geschichtskenntnisse darin verarbeitet. Nach 1876 hat er insgesamt 17 Romane und Novellen verfasst, manchmal schrieb er an zweien gleichzeitig oder liess eine Arbeit lange liegen. Die Werke erschienen erst als Vorabdrucke in Zeitschriften, wo sie oft mehr einbrachten als später in Buchform. Von 1890 an wurden sie von Friedrich, dem jüngsten Sohn, verlegt. In Form und Inhalt kann man sie dem Realismus der zweiten Jahrhunderthälfte zuordnen. Im Vordergrund stehen einzelne Menschen aus allen Schichten: Adlige, Grossbürger, Lohnabhängige und deren Schicksale; Nebenfiguren gestaltete er besonders sorgfältig, Liebesszenen sparte er aus. Exakte Beschreibung, die Liebe zum Detail, Lebensnähe der Dialoge, daran erkennt man den Meister. Vor heiklen Themen wie Ehebruch und freier Liebe schreckte er nicht zurück, was ihm zeitweise böse Kritik eintrug. Er schrieb sehr rasch, liess sich aber Zeit mit dem Ausfeilen. Emilie musste dann das Manuskript ins Reine schreiben. Der berühmteste Roman sei hier genannt: «Effi Briest», die tragische Geschichte einer jungen Frau, die zum Opfer einer rigiden Gesellschaft wird, immer wieder neu aufgelegt, fünfmal verfilmt.

Daneben schrieb er an den «Wanderungen», verfasste etwa 100 Theaterkritiken, zudem literarische Aufsätze, schrieb Tagebuch und jede Menge Briefe – eine ungeheure Anstrengung, und da wundert es nicht, dass er starken Stimmungsschwankungen unterlag. Als sein Sohn George im September 1887 an einer Blinddarmentzündung starb, schrieb er an Storm: «Die Arbeit rettet einen, aber auch in sie drängt sich bei 70 und was daran grenzt die Frage: wozu deine Arbeit? Wozu du selbst? Aber trotzdem weiter.»

Die späten Briefe zeichnen das Bild einer pessimistischen Grundstimmung, manchmal gemildert durch Resignation oder grimmigen Humor. Mit der einzigen Tochter Martha, genannt Mete, verband ihn ein besonders inniges Verhältnis, ihr konnte er seine düsteren Gedanken mitteilen.

Späte Ehrungen

Inzwischen war er berühmt geworden. Sein siebzigster Geburtstag wurde mit einem grossen Bankett gefeiert, mit Lobreden und Ehrungen. Im April 1891 erhielt er, zusammen mit Klaus Groth, den Schillerpreis – wobei das Geld ihn mindestens ebenso freute wie die Ehre, denn die Einkünfte waren hinter der Berühmtheit zurückgeblieben. Grosse Freude bereitete ihm die Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Philosophische Fakultät der Universität Berlin. Doch die Skepsis blieb, einem Freund schrieb er, die ganze Geschichte müsste ihn ja eigentlich sehr glücklich machen, aber es komme ein bisschen zu spät, seine Stimmung sei bei aller Heiterkeit schmerzlich durchdrungen von der Nichtigkeit alles Irdischen.

Im dreiundsiebzigsten Altersjahr erkrankte er schwer, an allgemeiner Erschöpfung. Man diagnostizierte eine Gehirnanämie, heute würde man wohl von einem Burnout sprechen. Sein Hausarzt erriet den Grund und riet ihm, die Romanarbeit liegen zu lassen und seine Jugenderinnerungen niederzuschreiben, und diese Kur brachte ihn tatsächlich wieder zurück aufs Gleis. «Meine Kinderjahre» und «Zwischen Zwanzig und Dreissig» sind so entstanden. Nachher brachte er auch die anderen Arbeiten zu Ende. Im letzten Roman, «Der Stechlin», kommen noch einmal seine Bewunderung für das alte Preussen und seine Kritik am Kaiserreich zum Ausdruck. Auch aus anderen Dokumenten kann man herauslesen, dass er für Kaiser Wilhelm II. keine Sympathie hegte.

Fontanes letzte Jahre sind geprägt von düsteren Ansichten von Mensch, Welt und Leben, auch von Resignation. So dichtete er:

Immer enger, leise, leise
Ziehen sich die Lebenskreise,
Schwindet hin, was prahlt und prunkt,
Schwindet Hoffen, Hassen, Lieben,
Und ist nichts in Sicht geblieben,
Als der letzte, dunkle Punkt.

Doch war er bis zuletzt beschäftigt, schrieb Briefe und vollendete den «Stechlin». Mitte September 1898 wird die Verlobung von Mete gefeiert, die damals bereits 28 Jahre alt ist. Am Abend des 20. Septembers geht er nach dem Abendessen ins Nebenzimmer, und dort findet ihn Mete, tot auf dem Bett liegend.

Er wurde auf dem Friedhof der Französischen Gemeinde zu Berlin beigesetzt. Emilie folgte ihm vier Jahre später.

Sein unglaublich umfangreiches Werk ist in einer Gesamtausgabe in 24 Bänden in München erschienen. Hinzu kommen zahlreiche Briefausgaben. Die Romane sind im Lauf der Jahre vielfach aufgelegt worden, und die Balladen (John Maynard, Die Brücke am Tay ...) standen noch lange in den Schullesebüchern.

THEODOR FONTANE

Gefährliches Spiel

Wir hatten in Swinemünde verschiedene Spielplätze. Der uns liebste war aber wohl der am Bollwerk, und zwar gerade da, wo die von unserem Hause abzweigende Seitenstrasse einmündete. Die ganze Stelle war sehr malerisch, besonders auch im Winter, wo hier die festgelegten, ihrer Obermasten entkleideten Schiffe lagen, oft drei hintereinander, also bis ziemlich weit in den Strom hinein. Uns hier am Bollwerk herumzutummeln und auf den ausgespannten Tauen, soweit sie dicht über dem Erdboden hinliefen, unsere Seiltänzerkünste zu üben, war uns gestattet, und nur eines stand unter Verbot: Wir durften nicht auf die Schiffe gehen und am wenigsten die Strickleiter hinauf bis in den Mastkorb klettern. Ein sehr vernünftiges Verbot. Aber je vernünftiger es war, desto grösser war unser Verlangen, es zu übertreten, und bei «Räuber und Wandersmann», das wir alle sehr liebten, verstand sich diese Übertretung beinahe von selbst. Entdeckung lag überdies ausserhalb der Wahrscheinlichkeit; die Eltern waren entweder bei ihrer «Partie» oder zu Tisch eingeladen. «Also nur vorwärts. Und petzt einer, so kommt er noch schlimmer weg als wir.»

So dachten wir auch eines Sonntags im April 1831. Es muss um diese Jahreszeit gewesen sein, weil mir noch der klare und kalte Luftstrom deutlich vor Augen steht. Auf dem Schiff war keine Spur von Leben und am Bollwerk keine Menschenseele zu sehen.

Ich, als der älteste und stärkste, war natürlich Räuber, und acht oder zehn kleinere Jungens – unter denen nur ein einziger, Fritz Ehrlich, es einigermassen mit mir aufnehmen konnte – waren schon vom Kirchplatz her, wo wie gewöhnlich die Jagd begonnen hatte, dicht hinter mir her. Ziemlich abgejagt kam ich am Bollwerk an, und weil es hier keinen anderen Ausweg für mich gab, lief ich über eine breite und feste Bohlenlage fort auf das zunächst liegende Schiff hinauf. Die ganze Meute mir nach, was natürlich zur Folge hatte, dass ich vom ersten Schiff bald aufs zweite und vom zweiten aufs dritte musste. Da ging es nun nicht weiter, und wenn ich mich meiner Feinde trotzdem erwehren wollte, so blieb mir nichts anderes übrig, als auf dem Schiff selbst nach einem Versteck oder wenigstens nach einer schwer zugänglichen Stelle zu suchen. Und ich fand auch so was und kletterte auf den etwa mannshohen, neben der Kajüte befindlichen Oberbau hinauf, darin sich neben anderen Räumlichkeiten gemeinhin auch die Schiffsküche zu befinden pflegte. Etliche in der steilen Wandung eingelegte Stufen erleichterten es mir. Und da stand ich nun oben, momentan geborgen, und sah als Sieger auf meine Verfolger. Aber das Siegergefühl konnte nicht lange